

Gerhard Rödding: **Luther und Calvin.** Briefe, die nie geschrieben wurden, Neukirchen-Vluyn: AUSAAT-Verlag 2008, 142 S. – ISBN 978-3-7615-5649-8.

Bis heute gibt es im protestantischen Kontext lutherisch und reformiert geprägte Gemeinden, auch wenn die jeweiligen historischen Hintergründe der konfessionellen Unterschiede im Alltagsbewußtsein zuweilen verblaßt sind. Im Umkreis des Calvin-Jubiläums legt nun der früher als Schuldezernent in der Westfälischen Kirche und in der Landesanstalt für Rundfunk in Düsseldorf tätige Landeskirchenrat und Rundfunkdirektor eine „Konfessions- und Kirchenkunde“ vor, deren „pädagogisch fruchtbares Moment“ (im Sinne von Friedrich Copei) in der Darstellung der Entstehung und Ausprägung dieser unterschiedlichen Kirchen- und Frömmigkeitstypen im Medium „Brief“ besteht. Auch wenn der vorliegende, auf die Jahre zwischen 1533 und 1546 fokussierte faszinierende Briefwechsel zwischen Martin Luther und Johannes Calvin so nie stattgefunden hat, auch wenn beide sich – bei mannigfachen Berührungspunkten im einzelnen – persönlich nie begegnet sind: Gerade das Medium „Brief“ läßt vor allem auch „das Biographische“, die Darstellung der unterschiedlichen Charaktere und „Temperamente“ der Hauptbeteiligten auch mit ihrer Auswirkung auf die jeweiligen Kirchentümer zu: „Es sind eben nicht nur tiefeschürfende theologische Gedanken, die Reformierte und Lutheraner Jahrhunderte lang getrennt haben, sondern auch geschichtliche Entwicklungen, deren Prägung durch unterschiedliche Persönlichkeiten auf der Hand liegt“ (10). In diesen fingierten Briefen wird „das Dogmatische“ (Bilder und Bildersturm! Der Gottesstaat in Genf! Die Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl! Gottes Ehre und Allmacht – die Prädestination! Von Gottesdienst und Liturgie), ohne

„das Fachwissenschaftliche“ preiszugeben, „verflüssigt“, werden unterschiedliche Positionen miteinander ins Gespräch gebracht, wird Theologisches auch in Gemeindepädagogisches übersetzt und damit auch ein Weg des Buches in die konkrete Gemeindegearbeit hinein angedeutet. Dialog statt positionelle Selbstbehauptung, unterschiedliche Traditionen des Gottesdienstes und der Frömmigkeit als „Reichtum“ und nicht als etwas zu „Entsorgendes“ (140): Das ist der rote Faden, der R.s informatives und zugleich unterhaltendes Buch durchzieht. Ich empfehle es gerne weiter!

Karl Dienst

Berndt Hamm / Michael Welker: **Die Reformation.** Potentiale der Freiheit, Tübingen: Mohr Siebeck 2008, VI, 133 S. – ISBN 978-3-16-149782-7.

Der Kirchenhistoriker Berndt Hamm und der Systematische Theologe Michael Welker, beide Erlangen, haben ein kleines Buch vorgelegt, in dem jeder von ihnen mit zwei Beiträgen zu zentralen Themen es unternimmt, die Reformation als Ganzes zu charakterisieren – H. mehr in ihrer historischen Situation, W. in ihrer Gegenwartsbedeutung.

H.s erster Beitrag „Die Emergenz der Reformation“ (1–27) wendet den Emergenz-Begriff auf die Einschätzung der Reformation an. Infolge der Forschungen Heiko Obermans sind die Verflechtungen der Reformation mit dem ausgehenden Mittelalter stärker bewußt geworden. Handelt es sich bei ihr lediglich um „Entfaltungen und schubhafte Verstärkungen mittelalterlicher Tendenzen“, nicht aber um „innovative Sprünge und Brüche“ (4) – so derzeit pointiert Volker Leppin? Die Konfrontationssituation der Reformation, die unübersehbar ist, wäre dann

so zu erklären, daß sowohl die Reformation als auch ihre Gegner jeweils gegenläufige Tendenzen des Spätmittelalters selektiv aufnehmen (5). Demgegenüber entfaltet H. einen Begriff von Emergenz, anschaulich ausgehend von dem Bild eines allmählich aus dem Wasser auftauchenden Nilpferdes, das sowohl allmählichen Übergang als auch plötzliche Veränderung der Situation enthält (3): Unter der Oberfläche war schon da, was dann in Erscheinung tritt; mit dem In-Erscheinung-Treten hat sich aber die Situation grundlegend gewandelt. Das Bild wird anhand einiger Beispiele begrifflich erläutert, von denen einige hier genannt werden sollen.

Luthers Gnadenteologie kann gesehen werden als die konsequente Fortsetzung einer Linie spätmittelalterlicher Theologie, welche die Gnade zu maximalisieren und die vom Menschen geforderte Eigenbeteiligung, seine Reue, zu minimalisieren trachtet. Was bei Luther bleibt, ist allein die Gnade der Barmherzigkeit – und der „Glauben, der sich diese Barmherzigkeit schenken läßt“ (11). – Luthers Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ als Begleitschreiben seines Briefes an Leo X. ist provoziert durch das Eintreffen der Bannandrohungsbulle, läßt sich aber nicht daraus ableiten und schafft eine neue Gesamtsituation (19–23). Zwinglis Freiheitsverständnis hat seine Herkunft bei Duns Scotus, nimmt aber dann doch andere Wege: Gott bleibt in Ungebundenheit gegenüber der Kreatur (23). Die Teile einer neuen Gesamtsituation lassen sich zwar wohl auf das Frühere zurückführen, das Ganze indes nicht (17).

Letztlich handelt es sich bei dieser Variante des Emergenzmodells um einen stückweisen Verzicht auf ein Erklärenwollen. Dieser darf aber, so H. in Kritik an Michel Foucault, nicht so weit gehen, daß die Geschichte in einzelne unverbundene Atome zerlegt wird. Es geht hier – so

wären H.s Überlegungen weiterzudenken – um den Anteil menschlicher Spontaneität am Fortlauf der Geschichte. Das Emergenzmodell läßt sich darum nicht in gleicher Weise auf die Geschichte wie etwa auf die Biologie anwenden (vgl. auch die „Chaosforschung“), wiewohl man auch dort damit zu tun, hat, daß „unerklärliche“ Sprünge auftreten (15–17. 25–27).

In seinem zweiten Aufsatz, „Die Einheit der Reformation in ihrer Vielfalt. Das Freiheitspotential der 95 Thesen vom 31. Oktober 1517“ (29–66), setzt H. die Anwendung dieser theoretischen Überlegungen fort. Zugleich nimmt er ein Thema auf, dem er sich schon früher profiliert gewidmet hat: Gibt es ein Gemeinsames der Reformation, und wenn ja: Worin besteht es? H. zeigt dies gerade in der Auslegung der 95 Ablaßthesen auf und verleiht dem Ereignis des 31. Oktober 1517, der zu einem ausgestanzten Jubiläumsdatum geworden ist, eine neue Frische. Übrigens hält er trotz der Bedenken, die neulich von Volker Lepin wieder vorgetragen worden sind, an der Historizität des Thesenanschlags fest (30–34. 40). Der Ablaß, „scheinbar ein kirchlicher und theologischer Nebenschauplatz ...[,] stand im Zentrum der damaligen Frömmigkeitspraxis, und in ihm liefen wie in einer Drehscheibe fast alle elementaren Problemlinien der Kirche zusammen“ (45). Luthers Kritik brachte darum einen Systemumsturz mit sich, angefangen damit, daß gemäß These 36 die wahre Reue – welche den Glauben voraussetzt – auch ohne den Papst und seinen Ablaß Befreiung von Schuld und Strafe erhält (37 ff.). An den Ablaßthesen, ihren Begleitumständen und ihren unmittelbaren Folgen lassen sich damit die wesentlichen Gemeinsamkeiten der Reformation aufweisen, wie es H. in fünf Punkten tut: „I. Fülle des Heils und völlige Freiheit von Schuld und Strafe im Glauben“, sodann „II. „Keine genugtuenden und verdienstvollen Wer-

ke des Menschen“, keine verdienstvollen Leistungen, welche „die Lohnqualität der himmlischen Seligkeit erhöhen“ (49; hier wird man indes fragen müssen, wie es damit bestellt ist, daß es nach Luther sehr wohl Lohn gibt, der aufgrund einer Verknüpfung der Folge, nicht aber des Verdienstes, aus den Werken hervorgeht, die Gott zuvor schon bereitet hat: WA 18, 693f.). Es folgt „III. Kein Fegefeuer und kein Ablass, sondern bedingungslose Vergebung Gottes“: Hier wiederholt H. seine These aus dem ersten Aufsatz vom „Sprung vom Minimum“ – der menschlichen Eigenbeteiligung – „zum Nichts“ (53; dabei sollte allerdings nicht übersehen werden, daß es bei einem dialogischen Verhältnis von Gott und Mensch bleibt. Was auf der menschlichen Seite verlangt wird – und es wird etwas verlangt – ist nicht ein Nichts, sondern eben „Glauben, der sich diese Barmherzigkeit schenken läßt“). „IV. Die Menschenwürde“ – genauer: die Würde des Gläubigen – „der Freiheit aus Glauben – eine Freiheit von kirchlicher Hierarchie“, „V. Gute Werke nicht als Heilsvorsorge, sondern als Früchte einer evangelischen Buße“: Auf der einen Seite kommt es zu einer „destruierenden Entheiligung“ von Einrichtungen, die eine falsche Sicherheit verheißen, auf der anderen Seite zu einer aufbauenden Heiligung des normalen Lebens.

Die Berufung auf die Bibel, das Einfordern der Treue zum Evangelium als Maßstab und nicht der Treue zu Luther machten Luther zum Urheber eines weiteren Charakteristikums der Reformation: ihrer Vielfalt. Diese schließt aber eine klare Abgrenzbarkeit nach außen mit ein, welche andererseits „ein Aufeinanderzugehen in eine Ökumene der Zukunft hinein“ nicht ausschließt (66).

H. hat mit diesen zwei Aufsätzen Kabinettstücke vorgelegt, reife, wohlabgewogene Zusammenfassungen seiner bisherigen Arbeit auf kleinem Raum, die sich

nicht zuletzt durch ihre schlichte und präzise Sprache auszeichnen.

Die Beiträge von W., „Die Botschaft der Reformation – heute“ (67–90) und „Sola scriptura. Die Autorität der Bibel in pluralistischen Umgebungen“ (91–120) richten sich auf die Gegenwartsbedeutung der reformatorischen Theologie, im ersten Aufsatz gebündelt auf die sola-Formeln – die Bibel, Christus, die Gnade, der Glaube allein –, wobei W. darauf hinweist, daß sie mittlerweile auch außerhalb der Reformationskirchen ihre Fruchtbarkeit erweisen. Der zweite Aufsatz versucht nachzuweisen, daß die Bibel als Kanon in der ihr eigentümlichen Struktur durchaus vereinbar sei mit dem modernen Pluralismus. Hier wäre der Begriff „Pluralismus“ allerdings klarer zu handhaben, als W. es tut: Meint man mit „Pluralismus“ den Sachverhalt, daß eine Anzahl von Überzeugungen gegeben ist, welche das Dasein und die Weltsicht prägen, die sich nicht miteinander vereinbaren lassen, dann schließt die Bejahung dieses Sachverhaltes die Autorität der Schrift m.E. aus. Meint man lediglich eine Pluriformität, eine Komplexität, die unter weltlichen Bedingungen sich nicht vollständig erschließt – und darauf will W. offenbar hinaus (z.B. 114) –, dann kann dies dem reformatorischen Schriftprinzip durchaus entsprechen.

Sven Grosse

Harald Weinacht (Hg.): **Melanchthon und Luther**. Merkmale einer Kirchenreform. Martin Luthers Lebensbeschreibung durch Philipp Melanchthon, Zürich: TVZ 2008, 199 S. – ISBN 978-3-290-17504-7.

Dieses Buch ist als solches eine gemeinschaftliche Fehlleistung von Autor und Verlag. Da hat ein offenkundig engagier-